

den Dichter Uwe Johnson bei einem Vortrag auf dem Jewish American Congress. Eine Menge kluger, psychologisch sehr überzeugender Anmerkungen belegen am Rande, daß dieser Autor sein Sensorium mit blitzblanker Akkuratessse zu pflegen gewohnt ist. Ein abschließendes Urteil wird erst möglich sein nach Vorliegen des kompletten Werkes. Viele Muster des komplizierten Beziehungsgeflechtes sind jetzt erst in Andeutungen sichtbar (vielleicht entpuppt sich Gesines boy-friend D. E. zum Beispiel als Figur aus Johnsons erstem, nicht veröffentlichten Roman »Ingrid Babendererde«). Wagen wir dennoch heute schon das Urteil: nach den »Mutmaßungen« Johnsons bisher bedeutendstes, sein welthaltigstes Werk, eines der bemerkenswertesten Bücher der deutschen Gegenwartsliteratur, reich an Einsichten, klug an Urteilen, souverän in der Verschränkung verschiedener Erzählebenen und thematisch scheinbar heterogener Erzählstoffe.

### Autobiographie als Geschichtsquelle? / Fünf Beispiele im Vergleich

Männer machen die Geschichte. Wäre dieser Satz uneingeschränkt richtig, dann hätte die Geschichtsschreibung in erster Linie die Aufgabe, das Wirken der großen historischen Persönlichkeiten nachzuzeichnen. Die Unzulänglichkeit einer solchen biographisch akzentuierten Methode läge darin begründet, daß jeder Mensch das Kind seiner Zeit ist. Sie übt nicht weniger Einfluß auf das Denken und Streben eines »großen« Mannes aus, wie umgekehrt der handelnde Politiker und Staatsmann auf den Gang der Ereignisse. Niemand kann ungestraft die sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Gegebenheiten seiner Epoche mißachten. In diesem Sinne wurde die Weltgeschichte stets auch zum Weltgericht. Auf folgenschwere Fehlentscheidungen Napoleons ist jenes Wort: »Jeder große Mann kommt seine Zeitgenossen teuer zu stehen.«

Als gebrannte Kinder, als Augenzeugen einer »großen Zeit« – »Große Zeiten sind immer dann, wenn etwas schief geht oder doch beinahe«, notierte *Theodor Fontane* – empfinden wir Skepsis gegenüber jeder tatsächlichen oder behaupteten »Größe« eines Menschen. Ganz deutlich zeigt sich dies in der gewandelten Darstellungsmethode der biographischen Geschichtsschreibung. An die Stelle der heroisierenden Biographie à la *Carlyle* ist die »kritische« Biographie getreten. Denkmäler früherer Epochen werden von ihren Sockeln gestürzt, bislang geltende Maßstäbe relativiert. Das gilt auch für die Beurteilung der Autobiographie. Wenn *Wilhelm Dilthey* noch behaupten konnte, die Autobiographie sei »die höchste und vermittelndste Form, in der sich das Verständnis des Lebens uns offenbart«, so trifft heute eher die *Maxime Jean Paul Sartres* zu: »Der Mensch konstituiert sich selbst als

das, was er ist, um es nicht zu sein.« Ist die Autobiographie eine einzige Selbsttäuschung, deren Wahrheitsgehalt sich möglicherweise erst »gegen den Strich gelesen« enthüllt?

Die politische Autobiographie der Gegenwart ist ihrer Natur nach ein *mixtum compositum* aus der klassischen Memoirenliteratur und jenen »Bekenntnissen«, die auf den Spuren *Rousseaus* im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts als nahe Verwandte des psychologischen Romans entstanden. Eher ethisch als quellenkritisch fundiert, bedarf deshalb gerade ihre Aussage über politisch-historische Vorgänge der genauen Durchleuchtung. Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen«, literarisch gewiß eines der glanzvollsten Selbstzeugnisse, liefert das klassische Beispiel einer durch und durch subjektiven Mischung von Dichtung und Wahrheit, die den Zweifel geradezu gebieterisch als gedanklichen Vorschaltprozeß vor die Lektüre verlangt. Verursacht durch den Mangel an kritischem Abstand, liefert die Autobiographie jedenfalls fast niemals ein objektives Porträt der Persönlichkeit.

*Arthur Koestler*<sup>1</sup> begann sein »irdisches Horoskop«, zu dessen Berechnung seine »Frühe Empörung« bestimmt war, im Jahre 1946 zu erstellen. Ein feuilletonistischer Einfall als Geburtshelfer also, der, den Stil und die faszinierende Leuchtkraft seiner Prosa in ihrer Abfolge brillant gezeichneter Skizzen weitestgehend beherrschend, sternengläubigen Fatalismus mit der Marxschen Definition, der Mensch sei das Produkt seiner Umgebung, auf eine gewiß anregende, vom Standpunkt der historischen Objektivität jedoch auf kuriose und dubiose Weise zusammenzwingt.

*Kurt Hiller*<sup>2</sup> wiederum, egozentrischer Außen-seiter, rechtfertigt sein »Leben gegen die Zeit«

<sup>1</sup> Arthur Koestler: Frühe Empörung. Wien u. München: Molden 1970. 552 S.

<sup>2</sup> Kurt Hiller: Leben gegen die Zeit. Hamburg: Rowohlt 1969. 421 S.

aus a posteriori gewonnenen Erfahrungen, die er jedoch a priori zur Beurteilung der politischen Entwicklungen einsetzt, noch ehe diese selbst begonnen hatten. Bei allem Respekt vor dem persönlichen Mut, der intellektuellen Bravour, mit denen Hiller seine polemischen Gefechte nach allen Seiten führt, berühren derartige Fehleinschätzungen (wie etwa die Bedeutung des »Rates der geistigen Arbeiter« während der Revolutionstage von 1918) doppelt peinlich bei einem Manne seiner Intelligenz.

Heinrich Brüning<sup>3</sup>, dessen Memoiren ihrer ebenso materialreichen wie exakten Darstellung wegen im Rahmen der hier genannten Werke als primärer Geschichtsquelle zweifellos der höchste Rang zukommt, schreibt aus dem Blickpunkt des »100 Meter vor dem Ziele« gescheiterten Staatsmannes (vgl. die ausführliche Besprechung in diesem Heft). Diese Enttäuschung hat der untadelige Ehrenmann nie verwunden und in sich bis zum Trauma gesteigert. Der Historiker kann mit der Schilderung des »Verrats« allein nicht zufrieden sein. Er muß den Text des Schuldspruchs über andere, den Brüning fällt, durch den Kontext jener Ursachen ergänzen, die in der Persönlichkeit des Autors selbst lagen, um zu einem ausgewogenen Urteil zu gelangen. Die Brüning fehlende Skrupellosigkeit, die seine Gegner dafür um so reichlicher besaßen, sein altpreußischer Habitus in der Kabinetttführung, die mangelnde Fähigkeit, für seine gediegene Politik im »Stil der Zeit« zu werben und Mitstreiter auf sie einzuschwören, das alles hat doch zu seinem Sturz entscheidend beigetragen. Bezeichnenderweise findet sich davon in diesem Buch, dessen nüchterne Präzision bar jedes rhetorischen Glanzes ein treues Bild von Brünings wortkarg-honoriger Persönlichkeit gibt, kaum eine Zeile.

Die Memoiren des einstigen Ehepaares Fischer gehören in den Kreis der Rechtfertigungsliteratur von »links«. Auch ihre Verfasser zählen zu den Außenseitern ihres Lagers, deren Persönlichkeitsbild sich von dem des üblichen kommunistischen Funktionärs grundlegend unterscheidet. Die faszinierende und schillernde Gestalt des hochbegabten Ernst Fischer<sup>4</sup>, des besten Redners, über den das österreichische Parlament in den letzten Jahrzehnten verfügte, hat mit dem stalinistischen, auf die Parteilinie eingeschworenen Politruk so wenig gemein wie Ruth von Mayenburg<sup>5</sup>, aus einer Fa-

milie des mittleren Beamtenadels der k. u. k. Monarchie stammend, mit dem Typ des intellektuellen Flintenweibes à »La Pasionaria«.

Bezeichnenderweise sind die Beweggründe, die den Offizierssohn und die Beamtentochter zu Bundesgenossen des kämpfenden Proletariats werden ließen, eher emotionaler denn rationaler Natur. »Wer mit Zwanzig kein Kommunist ist, besitzt kein Herz, wer es mit Fünfzig noch ist, keinen Verstand«, soll Churchill gesagt haben. Ernst Fischers Bekehrung entsprang in der Tat vor allem der Auflehnung des Sohnes gegen die übermächtige Vatergestalt. Die Paten seines Übertritts heißen nicht so sehr Marx und Engels, als vielmehr Schnitzler und Freud. Und Ruth von Mayenburg löste ihre standesgemäße Verlobung und folgte dem Manne ihrer Wahl auf seinem politischen Weg: ideologischer Frontwechsel weniger aus rationaler Erkenntnis denn aus subjektivem Empfinden.

Der Traum vom humanen Sozialismus, dem beide nachjagten, scheint mit dem Ende des »Prager Frühlings« vorerst ausgeträumt. Die Fischers wechselten nie das Lager, wurden keine Grenzgänger zwischen Ost und West. Sie verteidigen ihre weltanschauliche Position als brave Soldaten der Revolution bis zuletzt. Nahe einer erneuten Konversion legen sie ihre politischen Beichten vor einer gleichsam höheren (und gerechteren) Instanz ab: dem »Weltgewissen«. Hier erhoffen sie Freispruch von den eigenen Irrtümern. »Er wußte nicht, daß das Weltgewissen aus ihm sprach.«

Gerade deswegen dürften beide Werke als Quellen der Geschichtsschreibung nur dann fündig werden, wenn ein kritischer Filter vorher für die Aussonderung ideologischer Substanzen sorgt. Das trifft vor allem für die Beurteilungen der politischen Lage zu, für den unterschiedlichen Zungenschlag zur Annexion des Baltikums durch die UdSSR etwa, anlässlich der Ernst Fischer unverhüllt von »Okkupation«, Ruth von Mayenburg dagegen (eigentlich in der Terminologie ihrer politischen Feinde) von der »Heimführung« alter russischer Provinzen redet. Ihr quellenmäßiger Wert beruht dagegen auf den zahlreichen Details aus der »Intimsphäre« der Kominternprominenz. Ich nenne als Beispiel die Schwenkungen des gewiegten Taktikers Walter Ulbricht, mit denen dieser linientreu alle noch so widersprüchlichen Anordnungen des Kremls ohne Aufmucken und (wie im Falle der Oder-Neiße-Linie) oft gegen die eigene Überzeugung ausführte.

In weit stärkerem Maße gelten solche Vorbehalte natürlich für Kurt Hillers »Leben gegen die Zeit«, wo die Polemik gegen »Stumpfsinn und Niedertracht« die Feder des Autors in ein

<sup>3</sup> Heinrich Brüning: Memoiren 1918-1934. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 1970. 721 S.

<sup>4</sup> Ernst Fischer: Erinnerungen und Reflexionen. Hamburg: Rowohlt 1969. 477 S.  
Wien und München: Molden 1969. 389 S.

<sup>5</sup> Ruth von Mayenburg: Blues Blut und rote Fahnen.

ätzendes Scheidewasser tauchen ließ, das eine objektive Beurteilung der Zeiläufe ausschloß. In dem Fegefeuer lodernen Hasses, das Hiller zornig entzündet, verbrennen schließlich die Konturen der Persönlichkeiten aus den politischen Lagern unterschiedslos zu der gleichen Asche des »gewogen und zu leicht befunden«: »Richard Jaeger oder Erich Mende, Fritz Teufel oder Herr von Thadden, Herr Wehner oder der Graph phon Westphalen«. Man lese dazu vergleichend nur die entsprechenden Passagen der vorgenannten Memoiren, in denen etwa ein Bild des Emigranten Wehner im Moskauer Hotel »Lux« gezeichnet wird, um zu ermes- sen, welch gefährlich entstellende Wirkung der Haß als Mittel biographischer Porträttechnik entfalten kann!

Und doch dürfte sich Hiller, wenigstens für das zentrale Thema seiner leidenschaftlichen Abrechnung mit der politischen Instinktlosigkeit der bürgerlichen Parteien in der Weimarer Republik, ausgerechnet von Heinrich Brüning bestätigt sehen, dem er sonst doch wahrlich keine Kränze flocht. Denn der frühere Reichskanzler enthüllt die erschütternde Tatsache, daß seine Zentrumspar- tei, um das Linsengericht eines Reichskonkordats willen, nicht nur bereit gewesen war, dem Ermächtigungsgesetz zuzustimmen und damit die Verfassung außer Kraft zu setzen, sondern darüber hinaus geheime Verhandlungen für eine Regierungsbeteiligung aufgenommen hatte (auf die Hitler dann freilich keinen Wert mehr zu legen brauchte).

In extenso kann die Verlässlichkeit oder Unverlässlichkeit der politischen Autobiographie als Geschichtsquelle hier nicht abgehandelt werden. Es ging darum, die Prämissen anzudeuten, unter denen man die Erinnerungen dieser nach Herkommen, Stellung, Weltanschauung, Charakter und Begabung ihrer Autoren so unterschiedlich gearteten Werke lesen sollte. Die Öffentliche Bibliothek ist kein Forschungsinstitut der historischen Wissenschaften. Wohl aber ist sie ihren Lesern verantwortlich. Ich glaube daher nicht, daß man – vor allem in der Abteilung Zeitgeschichte und Politik – unterschiedliche Werke wie in einer Gemischtwarenhandlung, allein auf die Urteilskraft des Lesers vertrauend, nebeneinander auf die Regale stellen sollte. Abgesehen von Sonderverzeichnissen mit kurzen Annotationen wäre das Einkleben von Informationen in die Buchdeckel eine (wenig Zeit erfordernde) zusätzliche Hilfe. Sie sollten auf Parallelveröffentlichungen hinweisen und dem Leser so die Möglichkeit zur vergleichenden kritischen Lektüre eröffnen.

Jürgen Eyssen

### Brünings korrektes Diarium

Heinrich Brüning: *Memoiren 1918–1934. Mit Zeittaf. u. Tab. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 1970. 721 S., 1 Titelb. Lw. 30.–.*

Es hatte sich herumgesprochen, daß der letzte bedeutende Kanzler der Weimarer Republik eine Darstellung seiner für die Geschehnisse Deutschlands und wohl auch für die weltgeschichtlichen Ereignisse unseres Jahrhunderts entscheidenden Kanzlerschaft niedergeschrieben hatte. Je länger Brüning die Veröffentlichung seiner Erinnerungen (oder waren es Enthüllungen?) hinauszögerte, desto explosiverer Sprengstoff wurde hinter ihnen vermutet. Nach derartig hochgespannten Erwartungen wird das Erscheinen dieser Memoiren ein gutes halbes Jahr nach dem Tode des Autors nun weitgehend enttäuschen.

Sicher bleibt dieser persönliche Bericht vom Niedergang der Demokratie in Deutschland nicht ohne Eindruck. Neue Details, interessante Marginalien gelangen zur Kenntnis. Wir empfinden Respekt vor der enormen Arbeitsleistung dieses asketischen Mannes, vor seiner eminenten Anstrengung, Deutschland vor dem Untergang zu retten. Und da Brüning ein bewußt konservativer Politiker war, ist es begreiflich, daß er (wie er immer wieder betont) konsequent die Wiederherstellung der hohenzollerschen Monarchie anstrebte und statt einer Fortentwicklung der parlamentarischen Verfassung eher ihrer Einschränkung, ihrer Zurücknahme auf die rudimentären Ansätze bismarckscher Prägung das Wort redete.

Um so beachtenswerter ist die bewußte, auch menschlich sympathische Anerkennung, die Brüning gerade den Politikern der gemäßigten Linken (Müller, Hilferding, Braun, Severing), dem nationalen Verantwortungsbewußtsein der Sozialdemokratie wie der Gewerkschaften insgesamt immer wieder zollt. Diese positive Würdigung wiegt besonders schwer im Vergleich zu der vernichtenden Schärfe, mit der die Selbstsucht Hugenbergs, die Perfidie Schleichers verurteilt werden, zu schweigen von der berechtigten Abqualifizierung des Herrn von Papen. Daß es diesen Bankrotteuren der Politik im Intrigenspiel mit der stupenden Borniertheit des Hindenburgsohnes Oskar gelingen konnte, Brüning vielleicht doch (das sei dahingestellt) »hundert Meter vor dem Ziel« zu Fall zu bringen, gehört gewiß zu den düstersten Tatsachen unserer jüngsten Geschichte. Die eigentliche Tragik dieses Scheiterns aber liegt darin (das machen die vorliegenden Aufzeichnungen deutlicher denn je), daß es begründet ist in des Kanzlers bürgerlichen Tugenden: in seiner einseitig übertriebenen Sachbezogenheit, in seinem obrigkeitstaatlich geprägten Bewußtsein.